



Trends in der Arbeit

Licht- und Schattenseiten der Möglichkeit, überall arbeiten zu können

Vor drei Jahren gab Pip Coburn seinen Job als Analyst bei *UBS*, einer weltweit tätigen Bank, auf, um eine eigene Investitionsberatung aufzumachen, *Coburn Ventures*. Bei seiner ersten Mitarbeiterbesprechung in einem Café in Manhattan stellte er mit seinen fünf Kollegen eine To-Do-Liste zusammen. Alle waren sich darin einig, dass der wichtigste Punkt die Beschaffung von BlackBerries war. Dann würden sie beginnen, zu Kunden Kontakte aufzunehmen. Und irgendwann sollten sie sich wohl auch um Büroräume kümmern, idealerweise in der schicken Gegend um den Union Square in New York.

Nach drei Tagen hatten sie ihre BlackBerries und umwarben die Fondsmanager mit ihren Angeboten. Das lief gut, und jeder hatte zu tun. Alle sechs waren sie in Stadt und Land unterwegs, arbeiteten, wo sie wollten, und trafen ihre Kunden entweder virtuell – per E-Mail, Telefon oder Instant Messaging – oder persönlich an einem für den Kunden angenehmen Ort. „Kein Kunde hat mich je gefragt, ob wir ein Büro haben“, erzählt Coburn, „daher ist das Thema Büro nie an die Spitze der Agenda gelangt.“

Acht Monate später, mit nunmehr sieben Mitarbeitern, sprach Coburn das Thema bei einem Frühstückstreffen in einem Café erneut an. Er fragte, ob irgendjemand überhaupt noch ein Büro haben wolle. Eine Frau mit zwei Kindern und Tagesmutter sagte, sie könne sich ein ruhiges Büro als Ausweichmöglichkeit vorstellen. Aber alle anderen waren dagegen. „Wir hatten die Freiheit und Unabhängigkeit schätzen gelernt“, erklärt Coburn. Damit bleibt *Coburn Ventures* ein „virtuelles Unternehmen“.

Das verändert die Lebensweise seiner Mitarbeiter. Als er noch bei *UBS* tätig war, stand Coburn an den Wochentagen morgens pünktlich um 5.08 Uhr auf, um den Pendlerzug nach Manhattan zu erreichen, um 6.45 Uhr in seiner Bürozelle zu sein und um 7.00 Uhr im Besprechungsraum. „Ich habe meine Kinder morgens überhaupt nicht gesehen“, erinnert er sich. Nun wacht er um 6.15 Uhr auf, macht eine halbe Stunde Yoga-Übungen, gibt seinen drei Kindern einen Kuss und schaltet dann seinen BlackBerry an. Normalerweise arbeitet er zu Hause oder in Cafés mit WiFi in seiner Vorstadt Westchester. Wenn er nach Manhattan hineinfährt, dann nur für besondere Treffen und nur außerhalb der Zeiten des Berufsverkehrs. Manchmal arbeitet er auch von seinem Zweitwohnsitz in Maine aus und nutzt die fünfständige Fahrt für befreite Gespräche per Ohrhörer.

Laut Coburn funktioniert Nomadentum deswegen, weil jeder im Team gewissenhaft und aus sich heraus motiviert ist. Aber es bedurfte einiger Regulierungsmaßnahmen, um dahin zu kommen. Zuerst wurde die Kommunikation im Team im Hinblick auf den Austausch zwar effizienter, aber unpersönlicher. Einmal führte eine knappe E-Mail zu einem heiklen Missverständnis. Und ohne den sprichwörtlichen Trinkwasserspender gab es „keinen Ort für den glücklichen Zufall“, berichtet Coburn. Doch diese Missstände ließen sich leicht beheben. Sein Team trifft sich nun regelmäßig zum Spaß, als ob sie Freunde aus Studienzeiten wären.



Der Zusammenhalt in dieser Gruppe ist enger als in jeder anderen, zu der er gehört hat, sagt Coburn, und alle fühlen sich dem Unternehmen enger verbunden.

James Ware, Mitbegründer der *Work Design Collaborative*, einer kleinen Ideenschmiede, sieht für „Kopfarbeiter“ die nomadische Arbeitsweise schnell zur Norm werden. Seine Forschungsergebnisse weisen aus, dass solche Menschen in Amerika weniger als ein Drittel ihrer Arbeitszeit in herkömmlichen Firmenbüros zubringen, etwa ein Drittel in ihrem Büro zu Hause und das verbleibende Drittel arbeiten sie an „dritten Plätzen“ wie Cafés, öffentlichen Bibliotheken oder Parks. Und es geht hier nicht nur um die Jungen und Technikfreaks. Ware selbst ist 64 und betrachtet sich als Nomaden; die Dateien auf seinem heimischen Computer hat er von jedem beliebigen Ort im Zugriff.

Das heutige Arbeitsnomadentum hat sich aus dem älteren Modell der „Telearbeit“ entwickelt, weist aber nur wenig Ähnlichkeit damit auf, sagt Ware. Das frühere Konzept wurde in den 90ern modern dank billiger, aber stationärer Telekommunikationstechniken – Festnetztelefon, Fax und Internet mit temporärem Verbindungsaufbau. Die Arbeitskräfte waren aber immer noch an einen festen Platz – das Büro zu Hause – gebunden, und die Telearbeit ließ die Leute „sich fünf Tage pro Woche zu Hause einschließen wie in einem Kokon“, erläutert er. Das wollen die Menschen aber nicht, sie wollen mit anderen in Kontakt kommen und miteinander arbeiten, allerdings nicht notwendigerweise eine Stunde von zu Hause weg in Großraumbüros mit Neonlicht. Der entscheidende Unterschied zwischen Telearbeit und Nomadentum besteht darin, dass Nomadentum die Unabhängigkeit der Telearbeit kombiniert mit einer Mobilität, die eine gesellige und flexible Arbeitsweise erlaubt.

Dieses neue Modell der nomadischen Arbeit ist erst vor sehr kurzer Zeit technologisch möglich geworden. Mike Lazaridis, Gründer von *Research in Motion* und Erfinder des BlackBerry, weist darauf hin, dass sein Gerät die Menschen von ihren Schreibtischen befreit hat, gerade als die Globalisierung es notwendig erscheinen ließ, dass viele Büroarbeitskräfte 24 Stunden an sieben Tagen pro Woche durchschufteten. „Der BlackBerry hat die Globalisierung nicht verursacht, aber er hilft, ihre Realität zu meistern. Wir wollen, dass Sie Ihr Leben leben können“, fügt Lazaridis hinzu.

WiFi-Hotspots sind ebenso unentbehrlich geworden wie viele andere vergleichsweise obskure Neuerungen wie z. B. IMAP, das „*Internet Message Access Protocol*“. Es synchronisiert E-Mails in Mobiltelefonen, Computern und Web-Mailboxen, so dass der Anwender unabhängig davon, welches Gerät er benutzt, überall das Gleiche vorfindet. Das PDF-Format ist zum universellen Standard für Produktion, gemeinsamen Zugriff und Archivierung für alles geworden, was früher nach Papier verlangte. „*Cloud computing*“¹ lässt die Menschen ihre Datenhaltung in zunehmendem Maße nur online vornehmen statt auf einem bestimmten Computer.

¹ Programme und Daten, mit denen man arbeiten will, befinden sich statt auf dem eigenen Rechner in einer Art „Wolke“, die man z. B. über einen Web-Browser erreicht.



Büropolitik

Nachdem die alten technischen Schwierigkeiten somit weitgehend überwunden sind, stellen sich neue Fragen: Sie sind eher soziologischer Natur. Wes Boyd hat seit der Mitbegründung von *MoveOn.org*, einer linksgerichteten Organisation für politischen Aktivismus in Amerika, ein ganzes Jahrzehnt nomadisch gearbeitet und schreibt sein gutes Familienleben eben dieser Arbeitsweise zu. Aber als *MoveOn.org* auf ungefähr 20 Mitarbeiter, Tausende von Beratern und Millionen von Freiwilligen anwuchs, wurde ihm klar, dass es keine Zusammenballungen von Menschen in physischen Büros geben sollte, weil sie zu Cliquen oder Kraftzentren werden könnten. In einer effektiven Organisation darf es keine Insider oder Outsider geben, meint Boyd. So legte er fest, dass nirgends zwei Menschen ein physisches Büro teilen dürfen.

Stattdessen sind alle seine Kollegen tagsüber virtuell gleichzeitig anwesend. Eine „*Buddylist*“ auf seinem Bildschirm macht sichtbar, wer verfügbar ist und wer lieber nicht gestört werden möchte. Statt Zeit zu verschwenden mit witzlosen physischen Treffen, findet er für die meisten Probleme Lösungen mit beständiger und schneller elektronischer Kommunikation, entweder *ad hoc* oder im Vorwege terminiert. Im Ergebnis ist seine Belegschaft stärker zweckorientiert und weniger mit Beziehungen befasst, wodurch sich die Qualität der Arbeit erhöht.

Konflikte treten nur auf, wenn die alte und die neue Kultur kollidieren oder sich überschneiden. Auf solche Verhältnisse trifft er häufig in Washington, DC. In der Regierungsbürokratie, mit der er zu tun hat, haben die Arbeitskräfte immer noch Assistenten, die ihre Zeit strukturieren, so dass es eine Woche dauern kann, um ein Treffen zur Lösung eines banalen Problems zu arrangieren. Von eben diesen Arbeitskräften wird jetzt auch flexible Zeiteinteilung erwartet, was sie förmlich auseinanderreißt. „Bei physischen Treffen sind sie diejenigen, die unterm Tisch auf ihre BlackBerries sehen“, beschreibt Boyd die Situation.

Größere Unternehmen haben oft nicht die Wahl, vollkommen auf Büros zu verzichten, wie es *Coburn Ventures* und *MoveOn* getan haben. Daher müssen sie ein Mischsystem aus verschiedenen Arbeitskulturen managen. Bei *Sun Microsystems*, einem Unternehmen, das Hard- und Software für Datenzentren von Unternehmen herstellt, ist mehr als die Hälfte der Belegschaft jetzt offiziell nomadisch, als Teil eines Programms namens „*open work*“, in dem die Mitarbeiter keinen festen Platz haben, sondern an einem beliebigen Schreibtisch arbeiten, der gerade verfügbar ist; manchmal kommen sie auch gar nicht erst ins Büro.

„Es ist naiv zu denken, dass die physische Infrastruktur irgendetwas mit Leistung zu tun hat“, sagt Jonathan Schwartz, *CEO* von *Sun*. Seine Erfahrungen mit dem Nomadentum sind durchweg positiv. Bei *Sun* schätzen die Mitarbeiter die Flexibilität, bleiben länger im Unternehmen und sind produktiver.

Schwartz führt durch sein eigenes Beispiel. Normalerweise trägt er nur seinen BlackBerry bei sich und arbeitet überall dort, wo WiFi zur Verfügung steht. Er hat eine Assistentin zur Organisation seines Kalenders („sie stampfte kürzlich mit dem Fuß auf und hat mir verboten zu ändern, was sie einträgt“), so dass 150 % seiner Zeit strukturiert sind. Der Unterschied besteht



darin, dass er sie jetzt selten sieht und die Orte seiner terminierten Besprechungen veränderlich sind. Er wickelt vieles über *Skype* ab, einen Anbieter kostenfreier Internet-Telefonie, oder persönlich in Cafés. „Zeit liefert die Struktur, der Ort findet sich“, ist seine Devise. Jetzt plant er, sein physisches Büro gänzlich abzustoßen, der führende Rechtsanwalt von *Sun* hat das schon getan.

Schwartz hat genau wie auch Boyd und Coburn festgestellt, dass er immer weniger persönliche Treffen hat. Dies läuft der althergebrachten Weisheit der vergangenen Jahrzehnte zuwider, derzufolge Verbesserungen in der Telekommunikation stets zu mehr physischen Reiseaktivitäten führen und nicht zu weniger. Schwartz hat sonst zwei Wochen im Monat damit zugebracht, zu den Kunden zu reisen, jetzt ist er weniger als eine Woche pro Monat unterwegs. Bei mehr als 100.000 Kunden findet er, dass er viel effektiver über seinen Blog kommuniziert, der in zehn Sprachen übersetzt ist und an einem guten Tag 50.000 Menschen erreicht. Wenn er reist, ist es nun überwiegend aus kulturellen Gründen – besonders seine asiatischen Kunden legen immer noch Wert auf die Rückversicherung durch persönliche Begegnungen.

Nomadisches Arbeiten erfordert noch andere große Anpassungen in der Kultur von Unternehmen und dem Verhalten seiner Individuen, sagt Ware von der *Work Design Collaborative*. Nach seiner Beobachtung stellen sich ältere und mehr traditionell ausgerichtete Führungskräfte üblicherweise dieser Idee entgegen, weil sie fürchten, Menschen nicht führen zu können, die sie nicht sehen. Mit der Zeit ändern sie normalerweise ihre Meinung, aber das erfordert Management durch Ziele und nicht durch persönliche Gespräche. Nicht alle Mitarbeiter können sich in einer solchen Kultur entfalten, manche ziehen die Strukturen eines traditionellen Büros vor. Aber jeder, der an einem *College* gut zurechtgekommen ist, kann auf diese Weise gut arbeiten, meint er.

Tod des reisenden Geschäftsmanns

Das größere Problem ist der Stress. Nomadisches Arbeiten bedeutet mehr Unabhängigkeit, aber „jeder, der für sich selbst arbeitet, hat einen Tyrannen als Chef“, sagt Paul Saffo, Trendbeobachter im *Silicon Valley*. „Die Gefahr besteht darin, dass ein Jederzeit-überall-Büro uns in den Tigerkäfig locken wird, der das Rund-um-die-Uhr-an-jedem-Ort-Büro ist.“ *BlackBerries* und Co. haben schon vielen Paaren Eheprobleme bereitet; sie mussten aushandeln, wo es erlaubt ist. Der Arbeitstag des Büromenschen war vorüber, wenn er das Büro verließ. Aber wann ist der Arbeitstag eines Nomaden zu Ende?

James Katz, Professor an der *Rutgers University* und Leiter eines Zentrums zur Erforschung der Soziologie mobiler Technologien, sieht die Veränderungen auf eine historische Reintegration der produktiven und soziologischen Bereiche hinauslaufen. Im Zeitalter der Jäger und Sammler sowie den landwirtschaftlich und vorindustriell-handwerklich geprägten Zeiten gab es keine Trennung zwischen den physischen Räumen für Arbeit, Familie und Spiel. Nehmen wir eine Hufschmiede: Man arbeitet von zu Hause aus, mit Familien- und Dorfleben rundherum. Erst die kapitalintensive Arbeit des Industriezeitalters machte die räumliche Trennung von Häusern und Fabriken notwendig, weil die Arbeiter einander benachbart sein mussten, um effektive Arbeit zu leisten. Dies galt vor dem digitalen Zeitalter auch für das Büro. Jetzt allerdings vermischen sich die verschiedenen Lebenssphären wieder.



Dies führt zu mehr Druck. Der Unterschied zwischen der Integration von Arbeit und Familie in der vorindustriellen Zeit gegenüber heute besteht darin, dass es in den früheren Tagen klare Grenzen für persönliche Produktivität gab und heute nicht. Heutzutage schätzen die Menschen das, was sie erreichen sollten, anhand dessen ab, was sie erreichen könnten, führt Katz aus, und mit unseren neuen Technologien können wir theoretisch immer noch mehr erreichen. So fühlen die Menschen sich unzulänglich im Vergleich zu den enormen Möglichkeiten, die sie haben.

Die Optimisten halten dem entgegen, dass alles, was man braucht, ein bisschen Selbstdisziplin ist und die Aussicht, die Angst zu überwinden. Ware rät seinen Kunden, klare Grenzen der Etikette zu ziehen. So hat er mit seinem Geschäftspartner in einer anderen Zeitzone eine Übereinkunft getroffen, dass man einander zu bestimmten Zeiten nicht stört. Bei Schwartz von *Sun* gilt das eherne Gesetz, dass er nach der Arbeit zwei Stunden mit seinen beiden Söhnen widmet, bevor er zu seinen Sachen zurückkehrt. Coburn gibt zu, dass Arbeit und Familie einen vermischten Haufen darstellen, aber er mag es so. Saffo und seine Frau verbannen alle Apparate, während sie bei Kerzenlicht zu Abend essen.

Beinahe alle Soziologen und Psychologen an der Hochschule aber vertreten eine pessimistischere Sichtweise. Sherry Turkle, Professor am *Massachusetts Institute of Technology (MIT)*, erforscht die Psychologie des Gerätegebrauchs und glaubt, dass die Süchtigen, ihr Leben auf einem kleinen Bildschirm betrachten und nicht hinterherkommen, was sie in den Zustand ständiger Angst versetzt.

Katz von *Rutgers* behauptet, dass der Wahnsinn nur noch schlimmer werden kann. Dies zuerst wegen der zufälligen Verstärkung, des planlosen Belohnungsmusters, das typisch ist für das Suchtverhalten beim Glücksspiel. Ein „CrackBerry“ prüft seine E-Mails den ganzen Tag über, wohl wissend, dass die meisten unwichtig sind, kann aber nicht davon ablassen. Der zweite Grund liegt laut Katz darin, dass die meisten Menschen der Illusion erliegen, mehr Information führe stets zu besseren Entscheidungen; und es ist ja immer noch mehr Information verfügbar durch unsere Telefone und Notebooks. Der dritte Grund ist, dass die Menschen heutzutage ein andauerndes Wirkungs-Management betreiben müssen, weil die bloße Möglichkeit, am Wochenende, in den Ferien oder an freien Tagen mit dem Netz verbunden zu bleiben, andererseits bedeutet, dass man mit seiner Abmeldung bereits riskiert, die anderen könnten einen für entbehrlich halten.

Flexibilität, Freiheit und Produktivität von mobiler Arbeit haben somit ihren Preis. Nomaden jonglieren ständig mit den sozialen Rechten ihrer Kollegen, Verwandten und Freunde sowie auch mit ihrem eigenen Recht auf Auszeit. Mehr noch, all dieses geschieht tendenziell an öffentlichen Plätzen, die nicht speziell für Arbeit gemacht sind, wie es Büros waren.



Die neuen Oasen

Nomadentum verändert Gebäude, Städte und Verkehr

Der berühmte Architekt Frank Gehry liebt es geradezu, Kontroversen um Ästhetik hervorzurufen und sein *Stata Centre* am *Massachusetts Institute of Technology (MIT)* hat es geschafft. Eröffnet im Jahr 2004, beherbergt es die *MIT*-Abteilungen für Computer-Wissenschaft und Philosophie hinter seiner Fassade von bizarren Winkeln und Fenstern; es ist eine neue Sehenswürdigkeit in Cambridge geworden. Aber die radikalste Neuerung des Gebäudes befindet sich im Inneren. Bei der Konzeption der gesamten Struktur wurde der nomadische Lebensstil moderner Studenten und der Fakultät bedacht. *Stata*, sagt William Mitchell, Professor für Architektur und Computerwissenschaft am *MIT*, der mit Gehry am Entwurf des *Centre* gearbeitet hat, ist konzipiert als eine Art von neuem Hybridraum.

Dies kann man am besten erkennen an der „Studentenstraße“ des Gebäudes, einer innen gelegenen Passage, die sich durch den Komplex schlängelt und rund um die Uhr für die Öffentlichkeit zugänglich ist. Überall gibt es Schlupfwinkel und Verstecke. Cafés und Sitzcken wechseln sich ab mit Arbeitstischen und Whiteboards, und überall steht WiFi kostenlos zur Verfügung. Studenten, Lehrer und Besucher büffeln für Examina, flirten, dösen vor sich hin, senden einander Instant Messages, recherchieren, lesen und diskutieren. Kein Teil der Studentenstraße ist baulich auf irgendeine dieser Aktivitäten hin ausgerichtet. Stattdessen kann jede ihrer Ecken augenblicklich der Ort für ein Seminar, einen Snack oder eine Romanze werden.

Die Tatsache, dass die Menschen nicht länger an spezielle Plätze für Funktionen wie Studieren oder Lernen gebunden sind, führt Mitchell zufolge zu einem gewaltigen Rückgang in der Nachfrage nach traditionellen, privaten, abgeschlossenen Räumlichkeiten wie Büros oder Klassenräumen und gleichzeitig zu einem enormen Anstieg der Nachfrage für halböffentliche Plätze, die unkompliziert zu Ad-hoc-Arbeitsplätzen umgestaltet werden können. Nach seinem Dafürhalten bedeutet diese Veränderung den größten Umschwung in der Architektur in diesem Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert ging es in der Architektur um spezialisierte Strukturen: Büros zum Arbeiten, Cafeterias zum Essen und so weiter. Dies war nötig, weil die Arbeitnehmer solchen Dingen wie stationären Telefonen, Faxgeräten und Aktenschränken nahe sein mussten und weil wegen der Wirtschaftlichkeit von Baumaterialien sich wiederholende und einfache Strukturen in der Art von Gitternetzmustern für Bürozellen bevorzugt wurden.

Die neue Architektur, so Mitchell, wird Räumlichkeiten absichtlich multifunktional machen. Das heißt, dass die Ästhetik des 21. Jahrhunderts wahrscheinlich genau das Gegenteil des Sci-Fi-Schicks sein wird, den sich die Futuristen des 20. Jahrhunderts einst vorgestellt hatten. Stattdessen denken die Architekten nach über Licht, Luft, Bäume und Gärten, alles im Dienste der zwischenmenschlichen Beziehungen. Gebäude werden wesentlich vielfältigere Formen als früher haben. Zum Beispiel finden es Menschen beim Arbeiten mit Notebooks angenehm, eine Wand im Rücken zu haben; deshalb könnten Hybridräume kurvenreicher werden, mehr Nischen haben, um die Oberfläche der Innenwände zu vergrößern. Dies wird nun auch



bezahlbar, da CAD und neue Materialien es möglich machen, auch sich nicht wiederholende Formen preisgünstiger zu bauen.

Wer braucht einen Schreibtisch?

Die Auswirkungen reichen bereits weit über den Universitätscampus hinaus und lösen Umstürzerscheinungen in der Gewerbeimmobilien-Branche aus. Debra Moritz ist Geschäftsführerin bei *Jones Lang LaSalle*, einem Unternehmen, das Firmen hilft, ihre Bürogebäude zu managen, und sie in Sachen Immobilieninvestition berät. Moritz zufolge hat die Gesamtfläche an traditionellem Büroraum zu sinken begonnen, wenn auch langsam. Dies deswegen, weil Ineffektivität schneller zutage tritt als Mitarbeiter mobil werden, wie sie sagt. Entsprechend den Untersuchungen von *Jones Lang LaSalle* halten sich die Arbeitskräfte im Durchschnitt weniger als 40 % ihrer Zeit an ihrem Schreibtisch auf (Moritz selbst hat ihren Schreibtisch schon vor langer Zeit entsorgt). Dies heißt nicht, dass der Büroraum insgesamt um 60 % abnehmen wird. Aber es bedeutet, dass die Bürodesigner darüber nachdenken, wie man den Raum besser nutzen kann.

Für die Zukunft sieht Moritz mehr Raum nach Bedarf mit flexiblen Grundrissen, die die Zusammenarbeit erleichtern. In einem typischen Bürogebäude wird die Fläche für individuelles Arbeiten schrumpfen. Innenwände und Möbel werden beweglich werden. Es wird mehr Raum geben für Gemeinschaftsflächen, einige davon abgegrenzt, und zwar nicht durch ihre Funktion, sondern durch die Etikette – laut oder leise – wie in Bibliotheken.

Ein besonders augenfälliges Beispiel, das einer Karikatur nahe kommt, ist der sogenannte *Googleplex*, der Hauptsitz von *Google* in Mountain View, Californien. Selbstverständlich bietet es überall WiFi. Berühmt aber ist der *Googleplex* für seine guten und kostenlosen Lebensmittel, die in entsprechenden Bereichen auf dem sich weithin erstreckenden Campus ausgegeben werden, sowie für den lockeren Mix von Spiel und Arbeit. Hier tippt ein Softwareentwickler ein Programm in sein Notebook, verschwitzt in seiner Sportkleidung vom Volleyballspiel, das auf dem Rasen weitergeht. Da düst einer auf einem Roller davon, zu einer Massage oder um seine Wäsche aus der Wäscherei abzuholen. *Google* weitet diesen Arbeitsraum sogar noch aus, nahezu über das ganze Gebiet der San Francisco Bay: Hier wird eine Flotte von Shuttles betrieben, die alle mit WiFi ausgestattet sind, damit die Programmierarbeiten ohne Unterbrechung fortgesetzt werden können.

Einige traditionelle Immobiliengestalter beziehen hier durchaus Anregungen. Nomadentum ist nicht gut für die Bürobranche als solche, räumt Robert Dykstra ein, der seit 27 Jahren Geschäftsräume gestaltet. Er hat allerdings eine Chance ausgemacht. Sein neuer Büroпарк befindet sich in Grand Rapids, Michigan, einer heruntergekommenen Stadt, die darauf hofft, einige Jobs im Dienstleistungssektor aus den nahen Städten Chicago und Detroit zu sich herüberzuholen, und ist kein herkömmliches Bürozentrum, sondern eher ein Gemeinschaftshaus. Statt an Firmen zu vermieten, plant Dykstra, wie ein Club Mitgliedschaften zu verkaufen – pro Stunde, Woche oder Monat – an Nomaden, die auf einen Sprung vorbeikommen. Mobile Arbeitskräfte betreten den Komplex, finden alle Dienstleistungsangebote vor, die sie benötigen könnten – von technischer Unterstützung bis zum Kopierer – und können ihren Bedarf an Arbeit und Freizeit in Fitness-Studios, Restaurants, Kochschulen und Musikräumen decken.



Es ist diese Flexibilität, die erfolgreiche Räume und Städte von erfolglosen unterscheidet, behauptet Anthony Townsend, Stadtplaner in der Ideenschmiede *Institute for the Future*. Nahezu jeder öffentliche Raum kann einige Eigenschaften eines *Googleplex* oder eines *Stata Centre* annehmen. Beispielsweise hat ein gemeinnütziges Unternehmen in New York den *Bryant Park*, einen einst aufgegebenen, aber bezaubernden Garten vor der städtischen öffentlichen Bibliothek, zu Hybridraum umgewandelt, der von Büroarbeitern gern angenommen wird. Die Parkbetreiber haben festgestellt, dass viele Besucher Mobiltelefone und Notebooks im Park benutzen, deshalb installierten sie WiFi und stellten einige Stühle mit Klappischen zum Lesen auf. Die Idee bestand darin, die Menschen nicht von den Blumen abzulenken, aber ihnen Gelegenheit zu geben, sich ihr kleines Plätzchen im Park individuell einzurichten.

Dritte Plätze

Die akademische Bezeichnung für solche Räume ist dritter Platz; dieser Begriff wurde ursprünglich vom Soziologen Ray Oldenburg in seinem 1989 erschienenen Buch „*The Great, Good Place*“ geprägt. Zu der Zeit, lange bevor mobile Technologien Verbreitung fanden, wollte Oldenburg unterscheiden zwischen den soziologischen Funktionen des ersten Platzes der Menschen (ihrem Zuhause), dem zweiten (dem Büro) und dem öffentlichen Raum, der sichere, neutrale und informelle Möglichkeiten bietet, sich zu treffen. In Oldenburgs Betrachtungsweise macht ein dritter Platz kostenlose oder preisgünstige Angebote, sorgt für das leibliche Wohl, befindet sich in fußläufiger Entfernung für eine bestimmte Nachbarschaft und zieht eine Stammklientel an.

Oldenburgs These zufolge waren dritte Plätze allgemein im Rückgang begriffen. Immer mehr Menschen, besonders in Vorstadtgemeinschaften wie denen in Amerika, bewegten sich nur zwischen ihren ersten und zweiten Plätzen und legten höchstens Zwischenstopps ein bei entfremdenden, anonymen Einrichtungen wie Einkaufszentren, die Oldenburgs Meinung nach keine dritten Plätze sind. Oldenburg fürchtete, die Gesellschaft könne womöglich ihre Bodenhaftung verlieren ohne diese Orte zur Verbreitung von Ideen und zum Anknüpfen von zwischenmenschlichen Beziehungen.

Kaum war der Begriff geprägt, als auch schon das *big business* sich zu Wort meldete und behauptete, es baue neue dritte Plätze. Am meisten stach hier *Starbucks* heraus, eine Kette von Kaffeehäusern, die in Seattle begonnen hatte und sich nun kaum noch vermeiden lässt. *Starbucks* gibt zu, dass es mit seiner Globalisierung den Charakter eines Zuhause fern von Zuhause verloren hat. Dennoch hat es im Catering für Nomaden eine Chance erkannt. Die Niederlassungen bieten nicht nur Sofas an, sondern auch Tische mit bequemen elektrischen Anschlüssen. Dieser Tage macht *Starbucks* mehr durch den Wechsel des WiFi-Providers von sich reden als durch den Verkauf einer neuen Sorte Kaffeebohnen.

Aber spielen diese Oasen für Nomaden tatsächlich die soziale Rolle von dritten Plätzen? James Katz von *Rutgers* fürchtet, die Cyber-Nomaden könnten sie aushöhlen. Immer häufiger sind Cafés voll von Menschen, die Kopfhörer tragen, in ihre Mobiltelefone oder Notebooks sprechen und auf ihren Tastaturen vor sich hinhacken, dabei sind sie mehr mit ihrem elektronischen Posteingang befasst als mit den Menschen, die ihre Ellbogen berühren. Solche Orte sind physisch bevölkert, aber psychologisch evakuiert, sagt Katz, was die Menschen sich



stärker isoliert fühlen lässt, als sie es wären, wenn das Café beinahe leer wäre. Das liegt daran, dass die physische Gegenwart anderer menschlicher Wesen psychologisch und neurologisch eine anregende Wirkung hat, jetzt aber zu keiner Belohnung führt. Es ist ganz einfach so, schließt Katz, dass wir biologisch nicht so entwickelt sind, dass wir in solchen Situationen glücklich sein könnten.

Viele Café-Besitzer nehmen sich dieses Problems an. Christopher Waters, der Besitzer des *Nomad Café* in Oakland, ist regelmäßig Gastgeber von Jazz-Live-Konzerte und Lesungen und schaltet zu diesen Zeiten tatsächlich den WiFi-Router aus, so dass die Leute besser in Kontakt zueinander bekommen. Er plant außerdem, sein Café in ein soziales Online-Netzwerk zu verwandeln, so dass Gäste, die eine Verbindung dazu herstellen, auf eine Begrüßungsseite gelangen, wo sie gebeten werden, ein Kurzprofil zu erstellen und dann Informationen über die Leute an den anderen Tischen sehen können.

Die meisten Nomaden stehen solchen Dingen sehr aufgeschlossen gegenüber. Abgesehen von der Technologie gibt es keine großen Unterschiede zwischen einem Freak von heute mit Ohrhörern und Notebook und einem Pariser Existentialisten der 50er-Jahre, der im Café *Les Deux Magots* die Welt an sich vorüberziehen lässt. Ersterer könnte gleichzeitig Musik hören, Instant Messages und E-Mails bearbeiten, letzterer eine Gitane rauchen und sich Notizen über Sein und Nichtsein machen. Aber sobald ein attraktiver neuer Kunde hereinweht, würden beide augenblicklich ihren Interessenfokus neu ausrichten.

Dadurch, dass mehr dritte Plätze auftauchen und sich ausbreiten, verändern sie auch ganze Städte. Genau so wie Gebäude im 20. Jahrhundert durch ihre Funktion eine spezielle Aufgabe erhielten, geschah das mit Städten bzw. Stadtteilen, sagt Mitchell. Die Vorstädte waren für das Leben da, die Geschäftsviertel zum Arbeiten und andere Flächen zum Spielen. Städtisches Nomadentum jedoch macht Bezirke wie Gebäude multifunktional. Teile der Stadt, die Monokulturen waren, werden allmählich feinkörnige gemischt-genutzte Nachbarschaften, in menschlichen Begriffen eher vorindustriellen Dörfern ähnlich denn modernen Vorstädten.

Moritz von *Jones Lang LaSalle* kann schon einige Büros nennen, die die Vorstädte verlassen und in Geschäftsviertel zurückgehen, die jünger und „hipper“ anmuten. So werden die Zentren der Städte wieder mit Leben erfüllt. Paul Saffo sieht in seiner Vorhersage eine gleichzeitige Bewegung hin zu charismatischen Außenbezirken, wo die ankommenden Nomaden auf Übereinstimmung zielende Gemeinschaften bilden mit Lebensstilen, die an die utopischen Bewegungen früherer Zeiten erinnern. Die großen Verlierer werden Saffo zufolge die Vorstädte sein, die in einer früheren Zeit errichtet wurden für spezielle Funktionen, aber nun verhindert sind.

Derselbe Trend verändert auch die Verkehrsmuster. Alan Pisarski hat drei Jahrzehnte lang die Bewegungen innerhalb von Städten erforscht und drei Bücher geschrieben mit dem Titel „Pendeln in Amerika“ – das erste 1986, die anderen eine und zwei Dekaden später. Jetzt arbeitet er am vierten Band. Dank den Zehn-Jahres-Intervallen sei er in der Lage gewesen, die bedeutendsten Trends einzufangen. 1986, vor der Zeit der Mobilität und bei Anbruch der PC-Ära, beobachtete er noch den klassischen tagaktiven Fluss des Nachkriegs-Pendler-Musters, das die Babyboomer um acht Uhr früh in den Staus sitzend kannte und nachmittags um fünf



zwischen den Vorstädten und den Geschäftsvierteln. 1996 beobachtete er ein neues umlaufendes Muster, als sich die Jobs in die Vorstädte verlagerten, so dass die Babyboomer nun in den Staus auf den Umgehungsstraßen saßen. Zur gleichen Zeit bemerkte er bereits, dass die am schnellsten wachsende Gruppe die der Telearbeiter war.

2006 sahen die Dinge ganz anders aus. Jüngere Arbeitskräfte gesellten sich nun zu den Babyboomern. Die Zahl der Autofahrten nahm in Städten wie Seattle, Atlanta und Portland nicht mehr zu, sondern eher ab. Es gab immer noch viel Verkehr, aber er verteilte sich über viel längere Zeitabschnitte, ab fünf Uhr morgens und bis etwa zum Mittag hin. Grotteske neue Muster zeigten sich, z. B. ein Rückpendeln in Seattle, wenn unzählige männliche Computerfachleute von Microsoft in der Vorstadt Redmond ins Zentrum eilten, um Frauen zu finden – ein Wochentagsritual, das als Rennen der Programmierer bezeichnet wurde.

Aktuelle Daten, die ins nächste Buch Eingang finden werden, erzählen Pisarski wieder etwas anderes. Die Babyboomer gehen allmählich in den Ruhestand, das zwingt die Arbeitgeber in den Wettbewerb um neue Talente, wobei sie die jungen Leute arbeiten lassen, wo immer die möchten. Sogar die älteren Arbeitnehmer werden zu Nomaden (Pisarski selbst ist 70 Jahre alt und arbeitet mit BlackBerry und Notebook). Verkehrsstaus, obwohl noch immer schlimm, werden erstmals nicht schlimmer. Car-Sharing, das von „grünen“ Stadtregierungen noch gefördert wird, ist deutlich auf dem Rückzug, weil Pendelzeiten und -richtungen sich zunehmend mehr unterscheiden und komplexer werden.

In der Tat, obwohl so viele Autos auf den Straßen sind, fahren sie auf sehr unterschiedlichen Strecken. Im vorigen Jahrzehnt folgten die Routen einem sternförmigen Muster, sagt Pisarski, weil sowohl Büroarbeiter als auch Telearbeiter von ihren Arbeitsplätzen wegfuhrten, um Besorgungen zu machen, und zurück, um ihre Anrufbeantworter abzuhören und den Faxeingang zu prüfen. Nun fahren die Leute in einer Art Gänsemarsch-Muster. Die Nomaden starten am Morgen, um die Kinder an der Schule abzusetzen, verbringen dann den Tag damit, von einem dritten Platz zum anderen zu sausen, mit Stopps am Fitness-Studio, an der Post usw. Die ganze Zeit bleiben sie in Verbindung mit Kollegen und Familienmitgliedern, die irgendwo anders sind. Ihre Bewegungen bilden ein immer weniger erkennbares Muster.

Familienbände

Freunde und Verwandte nähern sich einander an, mit Konsequenzen für Fremde

Im August 2006 gebar die Frau eines israelischen Soldaten, der im Libanonkrieg Dienst tat, einen Sohn. Die Armee gewährte dem Vater einen Kurzurlaub, aber er musste noch vor der *Brit Mila*, der rituellen Beschneidung am achten Lebenstag seines Sohnes, an die Front zurückkehren. So tat die Familie das Nächstbeste. Als der *Sandak* das Baby hielt und der *Mohel* den Schnitt machte, filmte ein Verwandter das Ganze mit seinem Handy, so dass der Vater an der libanesischen Grenze auf seinem Handy die Ereignisse live mitverfolgen und mit seinen Kameraden singen und tanzen konnte.

Die Werkzeuge des Nomadentums tragen offenkundig zu größerer Nähe innerhalb der Familien bei, weil die Mitglieder in Verbindung bleiben können, obwohl sie physisch getrennt sind. Aber es gibt unerwartete Nebeneffekte in vielen Alltagssituationen, wie die folgende Anekdote zeigt.: Der norwegische Soziologe Richard Ling stand eines Tages auf seiner Veranda in Oslo und verabschiedete einige Gäste, als ein Klempner um die Ecke kam, der über sein Handy mit jemandem sprach: mit seiner Frau, wie sich herausstellte. Ling, der ein Leck in der Küche hatte, erwartete ihn. Aber der Klempner ließ Ling und seine Gäste einfach stehen, ging direkt an ihnen vorbei ins Haus hinein, wo er sich die Schuhe auszog und auf die Küche zusteuerte; dabei plapperte er die ganze Zeit in sein Telefon.

Das war die Sorte Vorfall, die wahrscheinlich nur bei Soziologen Interesse weckt. Es war ein Beispiel für zwei große Spannungsfelder in der nomadischen Gesellschaft. Zunächst stellte die mobile Technik die Interaktion des Klempners mit einem Fremden (Ling) der Kommunikation mit seiner eigenen Frau am Telefon gegenüber. Um den Fachbegriff zu gebrauchen: Der Klempner hatte eine schwache Bindung zu Ling, aber eine starke Bindung zu seiner Frau; die starke Bindung überwog die andere mit Leichtigkeit. Einige Norweger fühlten sich eine Zeitlang unbehaglich fühlen und über das Schicksal ihrer Gesellschaft nachsinnen.

Zweitens räumte der Klempner das Vorrecht dem ein, was Ling die vermittelte Interaktion mit der Person am anderen Ende der Leitung nennt, auf Kosten seiner ko-präsenten Kommunikation mit Ling, der direkt neben ihm stand. Anders ausgedrückt, die physisch weiter entfernte Person war dennoch psychologisch näher. So geht es zu Ende mit den sozialen Normen und Ritualen (Händeschütteln, Grüßen), die sich in Norwegen und anderen Gesellschaften in einer Vergangenheit ausschließlich ko-präsenten Interaktionen angesammelt hatten. Der Klempner machte nur ein einziges Zugeständnis an die Rituale: Er zog seine Schuhe aus.

Soziologen diskutieren immer über die konkrete Rolle von Ritualen in der Gesellschaft und die relative Wichtigkeit des Individuums, der Familie und der Gemeinschaft. Emile Durkheim stieß die Debatte vor mehr als einem Jahrhundert an, als er australische Aborigines studierte und herausfand, dass sie Rituale benutzen, um Solidarität und Zusammenhalt in einer Gruppe zu schaffen und zu pflegen. In den 1950ern erweiterte Erving Goffman die Definition von Ritualen um gewöhnliche Interaktionen des amerikanischen Alltagslebens, z. B. Witze.

In den 70ern wurde Mark Granovetter einer der einflussreichsten Soziologen der Dekade, als er eine Schrift mit dem Titel „*The Strength of Weak Ties*“ vorlegte. Granovetter behauptet, dass die Gesellschaft nicht nur gesunde starke Bindungen braucht, sondern auch vielerlei ausgedehnte und nicht endgültig festgelegte weiche Bindungen zwischen Gelegenheitsbekanntschaften. Weit davon entfernt, trivial zu sein, sind diese weichen Bindungen die Brücken zwischen dicht geknüpften Gruppen enger Freunde und bilden so die Leitstränge für Ideen, Modeerscheinungen und Trends. „Soziale Systeme, die keine schwachen Bindungen aufweisen, zerfallen und werden inkohärent“, behauptete Granovetter. Jegliche Erosion von schwachen Bindungen ist daher bedauernswert.

Trostlose Wissenschaft

In den 1990ern, als die Internetnutzung Verbreitung erlangte, wurden die Soziologen von entschiedenem Pessimismus gepackt – waren sie doch nie ausgewiesene Optimisten gewesen. Einige beobachteten einen Verlust an sozialem Kapital, als die Menschen ihre Zeit wie angenagelt vor Bildschirmen statt mit anderen Menschen verbrachten. Andere sahen die (in der echten Welt im Gegensatz zur Online-Welt) existierenden sozialen Netzwerke Amerikas schrumpfen, wobei immer mehr Menschen den Eindruck gewannen, dass sie mit niemandem mehr vertraulichen Umgang hatten. Robert Kraut von der *Carnegie Mellon University* fand, dass das Internet soziale Isolation und Depression verursacht. Norman Nie von der *Stanford University* glaubte, dass der Internetgebrauch zu Hause einen stark negativen Einfluss auf die Zeit hat, die man mit Freunden und Familie verbringt, sowie auf die Zeit, die man mit sozialen Aktivitäten zubringt.

Die meisten dieser Beobachtungen, die in einem reichen Land auf der Höhe des PC-Zeitalters gemacht wurden, konzentrierten sich auf die drahtgebundene und stationäre Art der Kommunikationstechnologien und nicht auf die drahtlose und mobile Sorte. Nun, da die mobile Kommunikation zur Norm wird, rangelt eine neue Generation von Soziologen darum, all diese Theorien zu aktualisieren. Bislang stimmen die meisten darin überein, dass die nomadische Technologie weit davon entfernt ist, Menschen zu isolieren, sondern sie eher näher heranbringt an ihre Familien und Freunde – ihre starken Bindungen. Aber es herrscht noch Uneinigkeit darüber, was das für die schwachen Bindungen zu Fremden und Außenstehenden bedeutet, also für die Gesellschaft im Großen und Ganzen.

Die nomadische Technologie vertieft die familiären Bindungen deshalb, wie ein anderer Soziologe, Christian Licoppe, es darstellt, weil sie verbundene Gegenwart ermöglicht, die historisch betrachtet eine Neuerscheinung ist. Im Zeitalter der stationären Kommunikationstechnologie benutzten die Menschen Festnetztelefone, die eher zu einem Ort als zu einer Person gehörten. In dieser Kommunikationskultur sprachen die Menschen selten so miteinander und betrachteten eine solche Unterhaltung als besonderes Ereignis. Typischerweise plante man den Anruf für einen angemessenen Zeitpunkt, beispielsweise den Sonntag. Beide Seiten begrüßten sich freundlich – mit einem Ritual – und dann war Gelegenheit, sich auf den neuesten Stand zu bringen.

Demgegenüber kontaktieren sich die Menschen mit Mobiltelefonen den ganzen Tag lang ununterbrochen per Anruf, SMS oder E-Mail. Da sie nun effektiv eine Person und nicht mehr einen Ort kontaktieren und da der Empfänger den Namen des Anrufers sehen kann, möglicherweise auch sein Bild, verzichten sie oft vollständig auf Begrüßungen. Der Austausch tendiert nun dazu, häufig, dafür aber kurz zu sein. Die Menschen erwarten weniger Inhalt, stattdessen ein Gefühl der permanenten Verbundenheit, als ob sie tatsächlich auch während der ganzen Zeit zwischen den physischen Treffen zusammen wären.

Auf Basis von Daten aus Norwegen hat Ling befunden, dass über die Hälfte aller Mobiltelefonate und Textnachrichten an drei oder vier Menschen gehen, typischerweise nicht weiter als zehn Kilometer vom Anrufenden entfernt. Vieles davon ist, wie er es nennt, „Mikro-



Koordination“, wenn Familienmitglieder in der Stadt unterwegs sind und sich über den nächsten Stop oder eine Besorgung abstimmen.

Aber solche Verständigungen sind weit mehr als nur nützlich. Manuel Castells, Soziologe an der *University of Southern California's Annenberg School for Communication*, weist darauf hin, dass die mobile Technologie Kinder am stärksten beeinflusst. Einerseits werden Heranwachsende heutzutage früher unabhängig als seinerzeit ihre Eltern, indem sie ihre eigenen Gemeinschaften von Grund auf neu ausbilden durch ständiges Versenden von Textnachrichten und Fotos innerhalb der Clique, auch wenn dies an den Wünschen der Eltern vorbeigeht. Andererseits haben sie auch die Eltern auf der Kurzwahltaste und sind nur einen Knopfdruck von deren Hilfeleistung entfernt, wenn sie in Schwierigkeiten geraten sollten. Castells nennt dies ein sicheres Unabhängigkeits-Muster.

Dies hat einige Soziologen beschäftigt. James Katz von *Rutgers* nennt das Mobiltelefon eine neue Art von Nabelschnur zwischen Kindern und ihren Eltern und fragt sich, ob dies in einigen Fällen den Reifeprozess bremst. Sherry Turkle, der Psychologe am *MIT*, meint, die schnurlosen Geräte seien ironischerweise eine anbindende Technologie, die neue Abhängigkeiten schaffen, indem sie das wichtige „Huck-Finn-Moment“ in den jungen Leben nach hinten verschieben, wenn Heranwachsende zum ersten Mal wahrnehmen, dass sie allein sind in dem städtischen Äquivalent des Mississippi. Nach einer Party betrunken und verloren dazustehen ist anders, wenn per Knopfdruck der elterliche Chauffeur herbeigerufen werden kann. 2005 stellte ein Psychologie-Professor am *Middlebury College* fest, dass Studenten mit ihren Eltern durchschnittlich mehr als zehnmal in der Woche kommunizierten.

Liebe im Cyberspace

Mobile Technologie bindet auch Paare aneinander, besonders die jungen, aber auf eine besondere Art. Mimi Ito, Anthropologin mit dem Forschungsgebiet der Auswirkungen von Mobiltechnologie auf die Jugendkultur in Japan und Amerika, fand heraus, dass japanische Verliebte ständig Textnachrichten verschicken, um die Regeln der Eltern zu unterlaufen und emotional in Verbindung zu bleiben, wenn sie physisch getrennt sind. Jede nomadische Kultur hat ihre Eigenheiten, so zeichnet sich die japanische aus durch ein reichhaltiges Vokabular an „Emoticons“: „Ich möchte dich unbedingt sehen (>_<)“, „Ich fühl' mich, als ob mir gleich schlecht wird (;_;)“.

Dieser stetige Strom von Emoticons und Fotos zwischen den physischen Treffen wächst sich aus zu Tele-Nestbildung, sagt Ito. Außerdem würzt und verlängert es die persönlichen Begegnungen. Sie hat beobachtet, dass junge Leute in Tokio ihr Rendezvous schon am Nachmittag mit dem Austausch von Textnachrichten beginnen, während sie Hausaufgaben machen oder im Zug zum Treffpunkt fahren. Nachts auf der Rückfahrt vom tatsächlichen Treffen schicken sie wieder Nachrichten, in denen die Konversation nachhallt und langsam verklingt; das geht manchmal tagelang so weiter und hinterlässt feine Erinnerungsspuren in den gemeinsamen Erinnerungen des Paares.

Oft sind es ganze Cliquen, die sich so verhalten und die im Endeffekt ein auf ihre Gruppe bezogenes Medium bzw. ihre eigene Erzählung schaffen. Ito hat das Auftauchen eines neuen



Genres der Fotografie beobachtet: Junge Leute benutzen ihre Handys, um Schnappschüsse in Alltagssituationen zu machen, was für sie und ihre Freunde viel bedeutet, aber nichts für irgendjemand sonst. Besonders mögen sie Fotos, die einfangen, wenn ihre Freunde dumme Sachen machen, das wird im Freundeskreis zu einer der alltäglichen Zufalls-Dokumentationen.

Kontakt zur Außenwelt – ade?

Das potentielle Problem mit der Präsenz durch Verbundensein besteht darin, dass es üblicherweise andere Personen ausschließt, auch wenn sie physisch präsent sind. In Situationen, die seinerzeit eine Möglichkeit geboten hätten, mit einem Fremden zu sprechen, füllen die Leute nun die Zeit mit ein paar Nachrichten an Eltern, Liebhaber oder Freunde. Dieses stärkt die starken Bindungen in der Gesellschaft, schwächt jedoch die schwachen Bindungen oder trennt sie sogar. In einigen Fällen, sagt Ling, führt das zu beschränkter Solidarität, wenn Cliques sich so stark auf sich selbst ausrichten, dass sie keine Interaktion mehr mit der weiteren Gesellschaft um sich herum betreiben.

Das erste Opfer ist gewöhnlich die Etikette. Lärm ist nur eine Art des Verstoßes. In einer amerikanischen Studie von 2005 bewerteten 62 % der Befragten – und 74 % der über 60-Jährigen – den Gebrauch eines Mobiltelefons in der Öffentlichkeit als empfindliche Störung für andere Menschen, während nur 32 % der Befragten zwischen 18 und 27 Jahren dieser Meinung waren. Diese Divergenz führt zu einem leicht entzündlichen sozialen Cocktail, wenn die Generationen zusammentreffen. Routinemäßig werden heutzutage Anrufe in Kinos, Restaurants und öffentlichen Toiletten beantwortet, sogar bei Hochzeiten und Beerdigungen. Die Lautstärke dieser Übertretungen variiert mit der jeweiligen Kultur – Amerikaner und Italiener beispielsweise sind lauter als Schweden oder Japaner. Und manche Gesellschaften beginnen sich damit zu arrangieren. Einige Länder haben jetzt Ruhe-Waggons in den Zügen, wo die Fahrgäste nicht in ihre Telefone sprechen dürfen, sondern simsens müssen.

Kompliziertere Probleme mit der Etikette ergeben sich, wenn es nicht um Lärm, vielmehr aber um die Situation geht. Ein Beispiel, das in die Geschichtsbücher eingehen wird, hat sich im vergangenen September ereignet, als Rudy Giuliani, früherer Bürgermeister von New York, noch eine Präsidentschaftswahlkampagne führte. Er stand auf dem Podium und war mitten in einer Ansprache an die Organisation der Waffenbesitzer (*NRA*), eine entscheidende Wählergruppe für einen republikanischen Kandidaten, als sein Mobiltelefon klingelte und er sich unter hörbarem Luftholen der Zuhörer entschloss den Anruf anzunehmen. Was dann kam, vom Mikrofon aufgenommen, ist wert, in aller Banalität wiedergegeben zu werden: „Hallo Liebes, ich halte gerade eine Rede, ich spreche zu den Mitgliedern der *NRA*. Möchtest du sie grüßen? Ich hab’ dich lieb und werde dich anrufen, sobald ich hier fertig bin. Okay? Okay, fahr’ vorsichtig. Tschüss! Wir reden nachher weiter, Liebes. Ich hab’ dich lieb.“ Als er das Gespräch beendete, war die Zuhörerschaft wie versteinert.

Normalerweise ist die Situation nicht gar so offensichtlich, und die Nichtübereinstimmung mit der Norm besteht mehr in der Aufmerksamkeit. Dies kann sogar auf stille Mobilkommunikation zutreffen. Es ist inzwischen nichts Besonderes mehr, wenn Universitätsstudenten während der Vorlesungen simsens, E-Mails und Instant Messages bearbeiten. Ling, zu dessen Arbeit es gehört, sich zu Forschungszwecken an öffentlichen Plätzen aufzuhalten, beobachtete an einer



Osloer Metrostation eine Frau, die während des Gehens eine SMS tippte. Sie war voll auf ihre Textnachricht konzentriert, musste aber gelegentlich hochblicken, um sich ihren Weg durch die Mengen auf dem Bahnsteig zu bahnen. Andere Leute verhielten sich ebenso. Es war eine atomisierte und individualisierte Szene, sagt Ling: eine neue Form der sprichwörtlichen verlassenen Masse.

Aber wenigstens signalisierte diese eine norwegische Frau durch ihre Körpersprache allen um sie herum, dass sie allein gelassen werden wollte. Die Verbreitung von Freihand-Bluetooth-Geräten mit versteckten Ohrstöpseln, die anscheinend mit nichts verbunden sind, beseitigt sogar diese Anhaltspunkte. Der Psychologe Steve Love war auf der Bahnfahrt von Edinburgh nach Glasgow, als eine neben ihm stehende junge Frau mit ihm zu sprechen begann. Sie fragte ihn, wie es ihm gehe und wie sein Tag gewesen sei und Love erzählte höflich, wenngleich ein bisschen schüchtern, wie gespannt er auf das abendliche schottische Fußballspiel war. Als er sprach, sah die Frau ihn höchst erschrocken an und drehte sich dann weg. Erst dann hörte Love sie sagen: „Okay, ich ruf dich später an.“ Weder ein Wort noch eine Geste tauschten die beiden auf dem Rest der (nunmehr ungemütlichen) Fahrt noch aus.

Wahrscheinlich tritt der wohl häufigste Konflikt in Sachen Etikette auf, wenn ko-präsente Kommunikation durch vermittelte Kommunikation unterbrochen wird, so wie wenn zwei oder mehr Menschen an einem Tisch sitzen in einer Unterhaltung oder Verhandlung und einer der Beteiligten einen Anruf erhält und beantwortet. Die anderen ko-präsenten Menschen müssen sich irgendwie beschäftigen und dabei auch noch lässig wirken. Mehr noch, sie müssen so tun, als lauschten sie nicht, obwohl sie nur ein paar Armlängen von der vermittelten Kommunikation entfernt sind. Idealerweise tut man dann so, als konzentrierte man auf ein anderes Objekt. Sobald der unterbrechende Anruf zu Ende ist, müssen alle so elegant wie möglich in den ko-präsenten Kontext zurückkehren.

Somit gibt es Hinweise darauf, dass Nomadentum gut ist für feste Gruppen, aber auf Kosten von Fremden. Wenn das zutrifft, beurteilt Granovetter es als nachteilig für die Gesellschaft. Glücklicherweise aber ist das letzte Kapitel noch nicht geschrieben. Während in den 90ern die Soziologen über das Internet reichlich Pessimismus verbreiteten, ist das Netz in jüngerer Zeit ein sehr soziales Medium geworden, auch dank der sich stark vermehrenden Online-Netzwerke wie z. B. *MySpace*. Junge Leute nutzen diese Webseiten, um in Kontakt zu bleiben mit viel größeren Gruppen, als je zuvor realisierbar war. Es ist nicht ungewöhnlich für Heranwachsende, ihrem „*Social Graph*“ bei *Facebook* oder der „*Buddy list*“ ihres Instant-Messaging-Dienstes pro Tag mehrere neue Einträge, Freunde hinzuzufügen.

Da mobile Geräte im Endeffekt Computer werden, mit denen man Zugriff auf das weitere Netz hat, wandeln sich diese Online-Dienste ebenfalls vom stationären zum mobilen Gebrauch. Ob dies nun die schwachen Bindungen in der Gesellschaft zusammen mit den starken Bindungen beleben kann, bleibt abzuwarten. Aber an der Etikette, sowohl online als auch offline, wird weiterhin gearbeitet werden.